

Die Toten von Cristobal Colón

Beobachtungen in Havannas Nekropolis von Therese Obrecht (Text) und Alexis Cordese (Bilder)

Zwei klapprige Guaguas – kubanische Autobusse –, vollgepackt mit Kindern, ein rosaroter Dodge aus den fünfziger Jahren und ein gelber Lada mit einem Sarg im Kofferraum fahren langsam durch die Avenida Zapata. Der Zug erreicht das Portal des Friedhofs mit der Inschrift «Janua sum Pace» (Ich bin das Tor des Friedens). Der schönste Triumphbogen von ganz Kuba, geschmückt mit griechisch-lateinischen Motiven, religiösen Reliefs und weissen Marmorstatuen, führt in die Nekropolis Cristobal Colón, ein ebenso grandioses, vom Zerfall bedrohtes Denkmal vergangener Epochen wie Havanna selbst, die Stadt der Lebenden rundherum.

Während ich, wie alle Ausländer, einen Dollar Eintrittsgebühr bezahle, fahren die drei Wagen die Avenida Cristobal Colón entlang, bis zur gelb verputzten Kapelle in der Mitte des Friedhofs. Padre Juan erwartet die Trauergesellschaft, es ist schon die zehnte an diesem Tag. Männer tragen den kleinen weissen Holzarg zu einem Podest vor dem Altar. Die Eltern, jung und pechschwarz, schauen regungslos zu. Ihre Augen bleiben trocken, während Padre Juan vom kleinen Eliau spricht, der am Vortag gestorben ist, erst fünf Monate alt.

Die Kinder und Nachbarn aus dem Barrio Marianao, einem Arbeiterquartier von Havanna, drängen sich in die Bankreihen. Sie tragen ihre besten Kleider, frisch gewaschen und gebügelt. Viele weinen. Andere blicken gebannt auf das schauerliche Wandgemälde mit den ineinander verflochtenen, halb entblühten, um Hilfe flehenden Menschen: das Jüngste Gericht, wo der Weg zwischen Himmel und Hölle sich scheidet. Doch die Kinder wissen das kaum, denn Religion kennen sie nur vom Hörensagen und allenfalls seit dem Papsbesuch im Januar 1998.

Nach fünf Minuten ist die Zeremonie zu Ende. Der Sarg wird hinausgetragen, man steigt in die Fahrzeuge und weiter geht's in den nordöstlichen Teil des Friedhofs. Dort befindet sich der Campo Comín: Gemeinschaftsgräber, in denen je drei Särge aufeinander gestapelt werden. Eliau war angemeldet, die Deckplatte ist bereits entfernt. Freunde legen bescheidene Kränze aus Palmenblättern und halb verdorrten Margeriten hin. Die Grabsteine reflektieren die Sonne, es ist brennend heiss.

Jemand spricht ein paar Abschiedsworte. Ein Halbwüchsiger erzählt schluchzend, dass der kleine Eliau von einer «pelota de beisbol» am Kopf getroffen wurde und sofort tot war. Baseball spielen alle jungen Kubaner in den Gassen des Landes mit selbstgebastelten Schlägern und Bällen. Dass ein Säugling dem Nationalport auf dem Opfer gefallen ist, erscheint unfassbar.

Schon hupt einer der Chauffeure, und alle rennen wie gehetzt zu den Guaguas, als müssten sie sich ihren Platz erkämpfen, wie im Alltagsstress in den öffentlichen Verkehrsmitteln. Die Fahrzeuge kurven durch die Strassen des Friedhofs bis zum Ausgang, und weg sind sie. Ich gehe zu Fuss weiter. Viele Gräber sind von hohem Gras überwachsen, Grabsteine zerbrochen. Halb versteckt liegen seltsame Gegenstände am Boden: schwarze oder weisse Stoffpuppen, geköpfte Hühnchen, Meerschnecken, Steine und Knochen. Es sind Opfergaben der Santería, der Rituale, welche die Yoruba-Sklaven aus Nigeria auf die Zuckerinsel gebracht und dem Katholizismus angepasst haben, indem sie jedem Heiligen eine afrikanische Gottheit untersuchen.

«Die weissen Kubaner sind sich gar nicht bewusst, wie stark sie von der afrikanischen Kultur beeinflusst werden», sagt Rodolfo Torres, Autor eines Buches über den Friedhof Cristobal Colón («Un cementerio que agoniza»). Die Yoruba schrieben ihren Gebeinen magische Kräfte zu und glaubten, die Toten würden wieder aufstehen und zu ihren Ahnen nach Afrika zurückwandern, wenn ihr Körper intakt blieb. Er durfte folglich nicht verwesen. «Die Kubaner haben nichts für die Kremation übrig, und finden auch die Vorstellung schlimm, in der Erde begraben zu werden», sagt Rodolfo, «deshalb werden bei uns die Leichen in Steingräbern bestattet, ohne mit der Erde in Berührung zu kommen.»

Wie das praktisch aussieht, zeigt mir Francisco, seit einem Vierteljahrhundert Totengräber im Campo Comín, wo im Sommer täglich rund dreissig Särge, im Winter oft dreimal soviel in die Gemeinschaftsgräber versenkt werden. Aufgetürmte Blumen und Kränze bezeichnen die frischen Gräber. In einer Woche arbeiten sich die Totengräber rund fünfzig Meter vorwärts. Während wir sprechen, finden mehrere Begräbnisse statt. Die Angehörigen weinen lautlos, kein Wort wird gewechselt, und kaum ist der Sarg versenkt, steigen die Leute in Taxis, Lastwagen oder Busse und fahren wieder weg.

«Riechen Sie die Fäulnis?» fragt Francisco und zeigt in die Luft, «das sind Vermoderungsgase. Sie entweichen, weil der Zement porös ist, mit dem die Fugen zwischen den Betonplatten über den Gräbern versiegelt werden.» Francisco klagt über sein Monatsgehalt von 118 Pesos (umgerechnet 9 Franken) und die 44 Pesos «Verschmutzungszulage», ein Scherz bei solchen Arbeitsbedingungen. Manchmal würden vermordete Leichen abgeliefert, sagt er, und Handschuhe besitze er keine, um die Särge anzufassen. Ganz zu schweigen von der Exhumierung nach zwei Jahren. Die Särge müssten geöffnet, Kleidungsstücke entfernt und die Gebeine in 50 Zentimeter lange Kästchen geschickt werden. Da wimmle es oft von Cucarachas (Schaben), Mäusen oder sogar Ratten, erzählt Francisco.

Für 10 Pesos Jahresmiete finden die Überreste dann eine letzte Ruhestätte in einem der sechs Osarios (Beinhäuser). Das schönste ist die Galería de Tobias, ein hundert Meter langer, unterirdischer Gang, wo über zehntausend nummerierte Steinkästchen in Wandnischen aufbewahrt werden und sich bereits bei der Eingangstreppe aufhäufen. Bei seinem Bau – nach dem Vorbild der Katakomben in Rom – stritt man sich über allfällige ökologische Auswirkungen einer unterirdischen Knochenansammlung in der tropischen Feuchtigkeit. Seither kamen fünf andere, billig gebaute Osarios hinzu, in denen sich weitere 50 000 Kästchen mit Gebe-

nen türmen. Wenn die Angehörigen die Miete nicht begleichen, werden die sterblichen Überreste in den Pozo, einen riesigen Graben mitten im Campo Comín, geworfen und verbrannt, sagt Francisco. Beim Herausuchen eines nummerierten Kästchens komme es manchmal vor, dass ein ganzer Sarg einströmt und die ausgeleerten Gebeine sich miteinander vermischen.

Cristobal Colón gehört zu den berühmtesten Friedhöfen der Welt. Gegründet wurde er 1871, zu Beginn der Befreiungskriege gegen Spanien. Eine Million Menschen wurden hier begraben. Es waren dreimal mehr Arme als Reiche; die protzigen Grabstätten der letzteren beanspruchten jedoch 98 Prozent der Gesamtfläche. So war es ja auch im Leben – zumindest vor der Revolution. Die mit Teppichen und Vorhängen ausgestatteten Gruften der Criollos (Kubaner spanischer Abstammung) gleichen ihren Luxusvillen. Sie machten Cristobal Colón zu einem Sammelarium von architektonischem Prunk und unsäglichem Kitsch, von Pantheons und Mausoleen, die mit Girlanden, Rosen, Tauben und Engeln jeden Stils, barock, romanisch, neoklassisch oder Art déco verziert sind. Marmor gibt es massenhaft, der weisse stammt aus Carrara, der rote und der schwarze von der Isla de Pinos, dazu Granit aus Nordamerika. Der Ort ist ein Zeuge des Hochmuts längst vergangener Zeiten, als Kuba die Perle der Karibik war, Sündenpflanzel für Millionäre und Gangster aus den USA. Hier ruht Zuckerbarone, Staatspräsidenten, Generäle, Aristokraten, Hochstapler, Baseballspieler, Künstler und weltberühmte Schriftsteller wie Lezama Lima und Alejo Carpentier. Cristobal Colón erzählt die Geschichte eines reichen und weissen Kuba. Bis 1924 wurden die Schwarzen und Mulatten sogar in separate Register eingetragen.

Das zwanzig Kilometer lange Strassennetz des Friedhofs wird, wie dasjenige von ganz Havanna, mit Buchstaben und Zahlen bezeichnet. Ohne Plan findet man sich kaum zurecht. Als ich den meinen ausbreite, nähert sich ein alter Mann und möchte, dass ich ihn fotografiere. Er heisse Paulino Martínez, sagt er, sei früher Totengräber gewesen und arbeite jetzt, für ein paar Pesos Trinkgeld, als «Finder vergessener Gräber». Viele Leute könnten sich nicht einmal daran erinnern, wo ihre Mutter bestattet sei. Für eine «fula», einen Dollar Ausländertarif, will Paulino mich durch das Labyrinth führen.

Wir beginnen mit den Gräbern von Dynastien, deren Nachkommen das sozialistische Kuba samt und sonders verlassen haben. Die Falla-Bonet zum Beispiel, verewigt durch eine Pyramide mit Bronzetüren und einem Christus in wallender Toga. Ringsum stehen kegelförmig getrimmte Bäume. Weiter zeigt mir Paulino die Inschriften von Verbänden aus kapitalistischen Zeiten und inzwischen verbotenen Vereinen: Freimaurerloge; Kapitäne und Piloten der Handelsmarine; Angestellte der Brauerei La Tropical; die afro-kubanische Sekte Abakua; der «christliche Verein der Baseballspieler, Umpires und Manager» aus dem Jahre 1942; die 28 Feuerwehrlute, die 1890 beim Brand eines Eisenwarengeschäfts umkamen, bewacht von fackeltragenden Todesengeln mit verbundenen Augen. Dann Kuriositäten wie das «doble tres», ein Dominostein, der eine fanatische Spielerin zu Tode erschreckte; die amerikanische Tierschützerin Jeannette Rudder mit einem Vierbeiner zu ihren Füssen und der Inschrift «Auch im Tode treu»; die Mullatín Cecilia Valdés, verführt und verlassen, Heldin von Cirilo Villaverdes Roman «La Loma del Angel» (Der Engelshügel), über den Generationen von Kubanern Tränen vergossen haben.

Mit dem «triumfo de la revolución» von 1959 waren die Kubaner nun nicht nur im Leben, sondern auch im Tode gleich. Das Volk erhielt wieder Zutritt zu den Stränden und Luxusclubs, und auch auf dem Friedhof verlor die reiche Oberklasse ihre Vorrechte. Die Bestattungsdienste wurden staatlich und unentgeltlich, die katholische Kirche, Erbauerin von Cristobal Colón, wurde enteignet, nur die Kapelle blieb ihr Eigentum. Zu den militärischen Mausoleen für die Toten der Befreiungskriege gesellen sich nun die Denkmäler der Märtyrer des revolutionären Kuba: Granma-Expedition (1956), Sturm auf den Präsidentenpalast (1958). Weitaufer der grösste Bau gehört den Fuerzas Armadas Revolucionarias (FAR), kommandiert von Fidel Castros Bruder Raúl. Seltsamerweise fanden nicht hier, sondern im Pantheon der Unabhängigkeitskriege die toten Soldaten der Angola-Expedition eine letzte Ruhestätte.

Wo das Grab von Arnaldo Ochoa sei, will ich wissen, dem kubanischen General und Volkshelden, der 1989 siegreich aus Angola zurückkam und nach einem Schauprozess wegen angeblichen Drogenhandels mit drei anderen hohen Staatsbeamten zum Tode verurteilt wurde. Paulino überhört die Frage zuerst, dann antwortet er lakonisch, er wisse es nicht. Ochoa Tod vor elf Jahren ist immer noch hoch dabei. Darüber spricht man in Kuba nur mit guten Freunden, wenn möglich unter vier Augen. Eingeweihte verraten, dass Ochoa zuerst auf Parzelle 46 672 geheim beigesetzt wurde. Ein Kreuz zierte den namenlosen Grabstein aus Zement. Nach zwei Jahren wurden Ochoas Reste der Familie zurückerstattet, unter der Bedingung, dass sein Grab weiterhin anonym bleibe.

Auf Seite 28, Band 407, des Totenregisters steht folgende Eintragung: «Am 13. Juli 1989 wurde auf dem Friedhof C. Colón, südöstlicher Teil, im Rechteck 17 c/c, Gruf 3, im Besitz der Verwaltung, die Leiche von Arnaldo Ochoa Sanchez, 48 Jahre, geboren in Holguín, begraben.» Der vom Justizministerium ausgestellte Bestattungsausweis gibt als Todesursache des Erschossenen «akute Blutarmut» an. Sozialistischer Realismus ...

Paulino, wieder leutselig, erinnert sich an den «período especial» nach dem Kollaps der Sowjetunion, als der wirtschaftliche Zusammenbruch Kubas auch im Friedhof Folgen zeigte. Die Blumen werden rationiert, die Sterbeziffern schossen in die Höhe, und die Grabschändungen häuften sich. Allein in der zweiten Hälfte

des Jahres 1993 gab es über tausend Fälle von Entweihung. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, verschwand: Statuetten, Scheiben, Türklinken, Kerzenständer, Fliesen. Auch Schädel und Knochen seien gestohlen und an Anhängern der Santería verkauft worden. Verdächtige Mengen von gebrauchten künstlichen Gebissen seien plötzlich im Strassenhandel aufgetaucht. Rodolfo Torres will wissen, dass sogar die Leintücher, in welche man die im Spital Verstorbenen wickelte, von den Angehörigen entwendet wurden. Auch Kleidungsstücke waren nun zu wertvoll, um sie an Tote zu verschwenden. Deshalb sei der (vom Sarg bedeckte) Unterleib bei der Leichenschau in der Funeraria meist nackt geblieben. Und wenn es nach einer Autopsie an Sägemehl fehle, stopfte man die Leichen kurzerhand mit den Parteizeitungen «Granma» oder «Juventud Rebelde» aus.

Über eine Stunde sind wir kreuz und quer durch Cristobal Colón spaziert. Paulino kassiert seinen Dollar und verabschiedet sich beim Grab der Milagrosa, einer Wallfahrtsstätte, die alle Kubaner kennen. Hier ist nur eine Führerin zuständig, nämlich Maria Antonia Rufz, die 54jährige, leicht verrückte, selbsternannte «Missionarin» des Grabes, an dem sie fast täglich zu finden ist. Sie habe ihr Leben der vor einem Jahrhundert verstorbenen Amelia Goyri de la Hoz, alias Milagrosa, gewidmet, sagt sie und zeigt von ihr verfasste Broschüren über die Legende. Unermüdet erzählt sie das «Wunder» der Milagrosa, und immer wieder bildet sich ein Kreis von Zuhörern, die der detaillierten Schilderung gebannt zuhören. «Cristobal Colón ist das Barometer von Havannas Gesellschaft», meinte der junge Architekt und Friedhofkennner Artme Medina, «hier lässt sich die kollektive Psychologie am Zustand des Landes messen. Heute sind Wunder nötiger denn je.» – Amelia starb 1901, im achten Monat ihrer Schwangerschaft. Bei der Exhumierung, ein paar Jahre danach, lag das Kind nicht zu ihren Füssen, wie beim Begräbnis, sondern war in ihre Arme gebettet. Dieses «milagro» machte sie zur Beschützerin der kranken Kinder, der unfruchtbaren und leidenden Mütter. Nebenbei wurde sie zu einem Wunder der auch in Kuba seltenen ewigen Liebe, denn ihr Mann, José Vicente, Hauptmann in der Befreiungsarmee, pilgerte während vierzig Jahren jeden Morgen, schwarz gekleidet, den Hut in der Hand, zum Grab seiner toten Gattin, legte frische Blumen darauf und erzählte ihr von seinem einsamen Leben. Bei seiner Ankunft klopfte er mit einem Bronzering auf den riesigen Grabstein und berührte die Statue von Amelia und den marmornen Hintern seines Sohnes. Beim Abschied schritt er gesenkten Hauptes rückwärts von dannen. Dieses Ritual ist noch heute gültig. Maria Antonia ruft jeden zur Ordnung, der dem Grab den Rücken zuwendet oder zu laut spricht.

Immer wieder tauchen neue Besucher auf. Mädchen in ocker-gelben Schuluniformen, ein Student der Kunstakademie, der das Grab skizziert, eine 75jährige Dame, die ihr Schicksal seit dreissig Jahren Milagrosa anvertraut. «Ich habe um einen Sohn gebeten», flüstert die 32jährige Laura Dominguez mit traurigen Augen, bekreuzigt sich und geht rückwärts fort. Die meisten werfen ein paar Pesos in ein kleines Kästchen mit der Aufschrift «Donativos», und die Gräber ringsherum sind mit Exvotos überfüllt, oft mit Karten, auf denen sich Kubaner für ein Wunder bedanken. Da sind Kinderfiguren und Babykriecher, Plastic-Häuschen, Fernseher, Telefone und aus Holz geschnitzte Geldmünzen, Autos oder Flugzeuge. Heute ist Milagrosa für kubanische Wunder jeder Art zuständig. Dazu gehören eine eigene Wohnung, die Heirat mit einem Ausländer oder einer Ausländerin und natürlich die Emigration in ein Wohlstandsland.

«Touristen müssen einen Dollar Eintritt bezahlen», empört sich Maria Antonia, «aber warum verschwindet das Geld? Es ist immer dasselbe, niemand unterhält den Friedhof, und die Angestellten gehen ohne Schuhe. Doch solange ich hier zuständig bin, gibt es kein Geschäft mit Milagrosa.» Eben kreuzt Alvaro per Fahrrad auf. Er raucht eine dicke Zigarre, trägt abgewetzte Kleider und einen breitrandigen Strohhut. Besen und Kübel hält er in einer Hand, die Lenkstange mit der anderen. Maria Antonia händigt ihm zehn Pesos aus, denn Alvaro ist einer ihrer Helfer, die das Grab der Milagrosa putzen. Sie nimmt das Geld aus dem Kästchen mit den Spenden, das noch nie gestohlen wurde – vielleicht das grösste Wunder im heutigen Kuba!

Padre Juan fährt auf einem Fahrrad vorbei und ruft Maria Antonia ein freundliches «Buenas días» zu. Auf dem Gepäckträger transportiert er zwei Rollen Toilettenpapier: kostbare Ware in diesem Land. Ich treffe ihn weiter vorne bei der Kapelle. Er ist guter Dinge. Der Kult um Milagrosa stört ihn nicht, solange sie die afro-kubanischen Trommler, die gelegentlich verstorbene Anhänger der Santería auf dem letzten Weg begleiten: «Die Kubaner sind abergläubisch und lieben das Spektakuläre.» Seit dem Besuch von Papst Johannes Paul II. füllen sich jedoch die Kirchen wieder, auch wenn, so Padre Juan, noch immer Druck auf die Gläubigen ausgeübt werde. Es gebe jetzt hundert Seminaristen und 240 katholische Priester in Kuba. Jeden Sonntag halte er drei Messen, und die Kapelle sei oft bis auf den letzten Platz gefüllt. In den Funerarias, den Leichenhallen, wo die Verstorbenen eine Nacht oder ein paar Stunden aufgebahrt werden, seien Priester zwar zugelassen, dürften aber keine Messen lesen. Drei Viertel der Toten würden jedoch in der Friedhofskapelle gesegnet. Eingeweihte behaupten, die Taxichauffeure erhielten jedesmal zwei Pesos Trinkgeld von der Kirche und machten deshalb auch ungefragt den Umweg über die Kapelle. Padre Juan ist anderer Meinung: «Der Alltag ist voller Mühsale, und die Kirche ist der einzige Ort, wo sich die Kubaner nicht von Gott und der Welt verlassen fühlen.»